



1884

Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika

Frieda Freiin von Bülow

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Bülow, Frieda Freiin von, "Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika" (1884). *Essays*. 1514.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1514

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

aus: Die Frau 2 (1894/1895) 25-30

Continued

93-98

Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika.

Von

Frieda Freim von Bülow.

Nachdruck verboten.

„Sie können sich denken“, so schrieb mir neulich ein guter Kamerad, „wie sich unsere Damen die afrikanischen Kolonien vorstellen: Sand, glühend heiße Sonne, einige Hütten, Palmen, bedeckt mit Affen und Papageien, unter jedem Grashalm eine giftige Schlange, hinter jedem Busch ein zähnefletschender Löwe oder sonst ein Ungetüm, das ganze Land durchstreift von menschenfressenden Wilden, die nur mit haarscharfen Speeren und vergifteten Pfeilen hantieren.“

Dies ist in der That eine verbreitete Anschauung, und sie ähnelt der Wirklichkeit so wenig wie die andere, die sich die Tropenwildnis als das lachende, üppige Paradies vorstellt, das Bernardin de St. Pierre in „Paul und Virginie“ schildert, oder von dem Heine phantasiert, wenn er singt: „am Ganges duftet's und leuchtet's“.

Solche Märchen, die in Entzücken versetzen oder angenehmes Gruseln erregen, halten nicht stand, wenn erst Dampfer und Eisenbahnen, Post und Telegraph die romantische Ferne ins klare, kühle Licht der wirklichen Nähe gerückt haben.

Sonne, Regen, Erde und Wasser und was so drum und dran hängt sehen sich doch überall recht ähnlich, und die Menschen sind überall Menschen mit großen Schwächen, mit Begierde nach Genuß und Furcht vor dem Leiden. Der, dessen Phantasie sich nicht genug thun konnte im Ausschmücken des Fremdartigen, wird zunächst mehr als über das Fremdartige verwundert sein über das Gewöhnliche und Gewohnte, das ihm auch am Äquator vor Augen tritt.

Mein erster Aufenthalt im tropischen Ostafrika fiel in die Zeit vor dem Araberaufstand, in die ersten kleinen Anfänge deutscher Kolonisation, die Zeit des kühlen Experimentierens und unsicheren Tastens, da noch von keiner Schutztruppe und von keinem Beamtentum die Rede war. Von jener Zeit der genialen Bahnbrecher und der wirklich großen Entbehrungen will ich hier nicht erzählen, obwohl sie in manchem eine interessantere Episode darstellt, als die heutige. Sie liegt bereits acht bis neun Jahre hinter uns, und wir „fin de siècle-Menschen“ leben schnell.

Diesmal, im Mai 1893, reiste ich nach dem deutsch-ostafrikanischen Hafenort Tanga, um das dort gelegene Besitztum meines am Kilima-Ndjaru gefallenen Bruders, wenn möglich, für meine Schwester und mich zu erhalten. Mein Bruder hatte sein kleines Vermögen in der Kolonie angelegt, teils in einer Palmeneuplatzung, teils in Kaffbrühen.

Unterwegs wären wir beinahe verunglückt. Wir dampften mitten im Monsun fern von jeder wirklichen Küste. Gegen Mitternacht — ich hatte mich der erstickenden Hitze wegen nicht in der Kabine sondern auf dem schmalen Plüsch-Diwan des Damensalons zur Ruhe gelegt, — hörte ich plötzlich das pfauchende Geräusch heftig entweichenden Dampfes, gleich darauf wurde es eigentümlich still, — die gewohnte Musik der tobenden, stampfenden Schiffsmaschine war verstummt.

Im anstoßenden Rauchzimmer wurden die Stimmen der Herren laut, die noch beim Skat saßen. Einige Minuten später trat meine Reisegefährtin, Frau Kapitän

zur See Hartog bei mir ein und sagte, ich möchte nicht ängstlich sein, es sei nur ein Zylinderdeckel gesprungen.

Ich war durchaus nicht ängstlich (Dank meiner Unwissenheit!), kleidete mich aber an, um aufzubleiben, bis wir weiter fahren würden.

„Warum sind Sie nicht liegen geblieben?“ fragten die Herren im Rauchzimmer, denen man Verstimmung ansah. „Wenn Sie wachen wollen, bis wir wieder flott sind, können Sie bis morgen wachen.“

Ich legte mich also wieder. Aber der Morgen kam, und wir fuhren nicht. Auf den monsungepeitschten, gewaltigen Wogen des Indischen Ozeans trieb unser „Bundesrat“ nordwärts, statt nach Süden. Der Schiffsmaschinist und seine Leute arbeiteten Tag und Nacht, allein trotz endlosen Hämmerns wollte die Reparatur nicht vorwärts gehen.

In diesen Tagen der Sorge, Gefahr und Langeweile unterhielten wir uns damit, eine aus Schiffshaken und Tauen gefertigte primitive Riesenangel, mit rohem Fleisch bespickt, nach den Haiischen auszuwerfen, die das treibende Schiff gierig umschwammen. Sie bissen öfters an, rissen sich aber mit verletztem Maule immer wieder los. Nur einen gelang es lebend an Deck zu bekommen. Ein Missionar hatte dem in der Luft schwebenden Stoloß eine Revolverkugel gesandt, dennoch zappelte er gewaltig. Der Schiffszimmermann mußte ihn mit dem Beil totschiagen.

* Bei diesem rohen Schauspiel herrschte allgemeiner Jubel. Auch in mir entdeckte ich zu meiner Verwunderung eine Empfänglichkeit dafür, die ich meiner zivilisierten Frauenseele gar nicht zugetraut hätte. Die wilde Siegeslust des Negerß, der dem überwältigten Feind zuruft: „du wolltest mich fressen, jetzt fresse ich dich!“ ist uns Zivilisationsprodukten doch noch nicht ganz fremd geworden. Es bedarf nur der Gelegenheit, um solche von unserer Kultur gebändigten Naturtriebe loszulassen.

Unser zielloses Umhergeworfenwerden auf den Wellen dauerte volle vier Nächte und vier Tage!

Als wir endlich mit achttägiger Verspätung in Tanga anlangten, riefen wir allgemeine Überraschung hervor, denn man hatte uns in der Kolonie längst auf die Totenliste gesetzt.

Tanga, der am weitesten nördlich gelegene der ostafrikanischen Hafenplätze, (fünf Grad südlicher Breite) bietet dem nach langer, öder Seefahrt Einfahrenden ein anmutiges Bild. Den Hintergrund bildet die schönformige, in hellblauen Duft gehüllte Kette der Wambara-Berge, den Vordergrund dem Hafen vorgelagerte, mit saftiggrünen Mangroven umgürtete Koralleninseln, dazwischen tiefblaue See. Vom steil abfallenden Uferjaum herüber blinken einzelne weiße Europäerhäuser, doch sind die meisten Häuser und Lehmhütten Tangas von den Kokospalmen versteckt, die in dichtem Gain die ganze Stadt umgeben.

Die Ankunft eines Reichspostdampfers ist für die Tanganiten immer ein Freudentag. Kaum ist er signalisiert, so macht alles die Boote klar, und kaum wird er hinter der letzten Inselfspitze sichtbar, so stoßen auch die Boote Tangas vom Ufer.

Von Bord aus unterscheidet man die Nahenden an den verschiedenen Flaggen und den Phantasia-Uniformen der Ruderer. Der Herr des Boots sitzt weißgekleidet und weißbehelmt am Steuer, manchmal noch vom weißen, grüngesüßterten Sonnenschirm geschützt.

Alles leuchtet in der unsäglich hellen und sengenden Tropensonne, eine Lichtfülle, die das an sie gewöhnte Auge später den hellsten deutschen Mittagssonnenschein als matt empfinden läßt.

Meine mir lieb gewordenen Reisegeossen fuhren weiter nach Dar-es-Salaam und Zanzibar. Ich blieb allein in dem mir fremden Tanga zurück.

Nun kam die Wohnungsfrage. In Tanga existierten, wie mir nach Deutschland geschrieben worden war, zwei „recht gute Hotels“. Jetzt warnte man mich dringend vor dem einen, als einem „Radau-Lokal“, während der Inhaber des anderen sich kurzer Hand weigerte, mich aufzunehmen, da sein Haus für Damen nicht ein-

So blieb doch nur das „Nadau-Lokal“ übrig. So lange es ging, blieb ich an Bord. Mit Morgenrauen, unmittelbar ehe der Bundesrat seinen Weg nach Süden fortsetzte, holte mich der neunzehnjährige Chef des als Nadau-Lokal bezeichneten Hotels der deutschen Seehandlung in seinem kleinen Boot ans Land. Über Wasser und Land lagerte noch die kalte Farblosigkeit, die auch am Äquator dem Tag voranzugehen pflegt; dazu regnete es. So bezog ich ziemlich bangen Herzens das Haus, in dem ich mich bald ganz heimisch fühlen sollte und das ich neun Monate später, bereichert an freundlichen Erinnerungen, dankbar verließ.

Das „Hotel“ der Seehandlung ist ein zweistöckiges Steinhaus mit den landesüblichen, die Zimmer umgebenden Veranden. Als ich dort Quartier nahm, wohnten etwa acht junge „Eisenbahner“ daselbst, Bautechniker, Lokomotivführer, Maurer, Schlosser, Maschinisten. Diese jungen Leute, die hier ein ungewohntes Herrenleben führten und den Durst in geistigen Getränken stillen mußten, hatten sich vor meiner Ankunft etwas lärmend verhalten und dadurch das Haus in Verruf gebracht. Allein in meiner Nähe legten sie sich aus eigenem Antrieb Zwang auf, so daß ich mich nie zu beklagen hatte. Diese anerkennenswerte Rücksichtnahme ist ihnen selbst gewiß ebenso wohl bekommen, wie dem Hause.

Viel störender als die jungen Eisenbahner hausten die Ratten, die allnächtlich ihre Orgien feierten. Ihetwegen schloß man im ganzen Hause bei brennenden Petroleumlampen. Dennoch begnügten sie sich nicht, auf den Waschtischen Seifengelage zu veranstalten, sondern fraßen sich Löcher durch die Ruffitieren, um auf des arglos Schlummernden Brust und Gesicht herumzuhüpfen. Zuweilen fingen wir im Speisezimmer ohne Falle drei Stück auf einmal. Die Rattenplage ist freilich an der Küste allgemein. Selbst aus dem Gouvernementspalast in Dar-es-Salaam hörte ich dieselbe Klage. Man findet sich eben, wie man kann, damit ab.

Mir war das beste Zimmer eingeräumt worden, mit einem Fenster auf der Giebelseite und zwei Fenstertüren nach der Veranda, alle jedoch ohne Glascheiben und unverschließbar. Bei heftigem Gewitterregen stand mein Zimmer ziemlich unter Wasser, doch nimmt man dergleichen in Afrika leicht. Nässe ist ja nicht schlimm, wenn man nicht dabei zu frieren hat. Nur darf man sein Herz nicht an seine Habe hängen, denn was nicht verrostet, das verschimmelt oder wird von Ratten zernagt, oder die Sonne zieht alle Farbe aus.

Dicht vor meinem Giebelfenster befand sich ein einstöckiges Häuschen mit Palmstroh gedeckt. Das war die deutsche Schule, in der ein schwäbischer Lehrer, Namens Barth, morgens und nachmittags mit engelgleicher Geduld überlebendige kleine Zunder- und Negerknaben unterrichtete. Es wurde in Suaheli gerechnet, gelesen und geschrieben. Nachmittags fand auch deutscher Unterricht statt, mit Hilfe schöner, farbiger Bilder, wie sie in der Heimat für den Anschauungsunterricht gefertigt werden. Bei der Offenheit sämtlicher Räume konnte ich von dem, was in der Schule gesprochen wurde, jeden Ton hören, hatte also die beste Gelegenheit von meinem Zimmer aus zu hospitieren. Das Liebste war den schwarzen, braunen und gelben Schülern die Singstunde. Ließ sich die quecksilberne Bande gar nicht mehr händigen, so holte der Schulmeister seine Geige, und alle waren aufmerksam. Als ich nach Europa zurückkehrte, sangen die Kinder in den Gassen Tangas „Ich hatt' einen Kameraden“ und „Heil dir im Siegerkranz“ ganz richtig; aber welche Mühe hatte es gekostet, die kleinen Ohren an die ihnen so sehr fremde Tonfolge deutscher Weisen zu gewöhnen!

Die erste Sorge des nach der Kolonie kommenden Europäers ist das Mieten eines Dieners. Mir wurde ein schwarzer Jüngling, Namens Hamis, empfohlen, der sich nachher als großer Komödiant und Tangenichts erwies. Aber selbst in ihren Untrieben sind die Neger so kindlich naiv, daß man immer wieder lacht, anstatt sich zu ärgern. Hamis war ein Simulant, der mir mit kläglicher Miene allerhand Leiden vorlog, um Extra-Urlaub zu erlangen. Faul war er über die Straßen, langsam im Gehen, im Gehen, in jeder Bewegung, als sei er beständig im Begriff einzuschlafen. Aber essen konnte er für zehn, und wenn es zur Palmweinschenke oder zum Tanzfest ging, kam auf einmal Leben in ihn.

Der schwarze Diener des Europäers, „Boy“ genannt, hat das behaglichste Dasein, das sich ein Mensch wünschen kann. Er tritt morgens an und bringt das Schlafzimmer in Ordnung. Er hält sich im Laufe des Vormittags seinem Herrn, falls dieser es verlangt, zur Verfügung. Ich war häufig vormittags mit Schreiben beschäftigt und dachte nicht an meinen Salé (Hamis' Nachfolger). Wollte ich ihn dann auf einen Botengang schicken, so war er nicht zu finden. Ärgerlich stellte ich ihn bei seinem Wiederauftauchen zur Rede. Mit der Miene gekränkter Unschuld erklärte Salé, der übrigens ein guter Junge war: „Weil du gerade nichts für mich zu thun hattest, Bibi, bin ich nach der Kneipe des Griechen gegangen und habe eine Tasse Thee getrunken. Die anderen Boys kommen auch dorthin. Es ist Sitte.“

Dies „ni dasturi“ (es ist Brauch oder Sitte) ist stets ihr letztes Argument dem Europäer gegenüber.

Also in Tanga war es Brauch, daß die Herren Diener (die die „jeunesse dorée“ unter den Schwarzen repräsentierten) sich vormittags zum Frühchoppen zusammenfanden! —

Die Essenszeit des Europäers verläßt der Schwarze nie; er übernimmt bei Tisch stets die persönliche Bedienung seines Herrn, auch wenn derselbe in fremden Häusern als Gast speist. Das Aufwarten bei Tisch ist der Schwarzen Lieblingsdienst, und sie zeigen sich dabei äußerst anstellig. Alles Zeremonielle imponiert den Schwarzen. Das umständliche Dinieren der Menschen von Uleia (Europa) ist ihnen ein Beweis von deren Vornehmheit, und sie sehen es mit ehrfürchtigem Staunen an. Auch nehmen sie das korrekte Umwechselln von Messern, Gabeln und Tellern so wichtig wie Vorschriften der Religion. In Reihen stehen sie, mit den wallenden schneeweißen Kanzu bekleidet, an den Wänden, und ein jeder späht wie ein Argus nach etwaigen Wünschen seines Herrn. Kaum ist die Gabel niedergelegt, so gleitet mein Schwarzer auf den nackten Füßen geräuschlos hinter meinen Stuhl und nimmt den Teller fort; kaum ist das Glas geleert, so ergreift er die Flasche, um es wieder zu füllen.

Ist der Nachtiß abgetragen und der Diener hat eine Tasse Kaffee vor seinen Herrn gestellt, so bittet er um „Rufja“ (d. h. Urlaub) und erhält ihn.

Nun schlendert er seiner Wohnung zu oder der Wohnung von Bekannten, deren Kostgänger er ist, und nimmt eine reichliche Mahlzeit von Reis und getrocknetem Fisch ein, worauf er Bethel kaut und Siesta hält. Diese dauert bis vier, oder, wenn irgend der Herr es gestattet, auch bis fünf und halb sechs Uhr nachmittags. Dann stellt er sich wieder zu Dienstleistungen ein, besorgt Gänge, macht das Zimmer für die Nacht zurecht und zündet die Lampen an. Um sieben Uhr nehmen die Europäer die Hauptmahlzeit ein. Der Boy bedient wie am Mittag, und damit ist dann seine anstrengende Tagesarbeit beendet. Er erbittet „Rufja“ und verschwindet. Gesang, Instrumentalkonzerte auf Kuhhorn, Trommel und Pfeife, Tanz und Palmwein machen die Nacht zum Fest.

Ist freilich der Herr einmal ernsthaft krank, so bleibt der Diener auch nachts bei ihm und bewacht und pflegt ihn oft mit rührender Hingebung.

Sein für Negerverhältnisse hohes Einkommen legt der Boy vorwiegend in Kleidungsstücken an, denn puffsüchtig und auf neue Moden erpicht ist der gut situierte Neger über die Maßen. Fast durchweg findet man bei ihm ein heiteres, liebenswürdiges Naturell.

Die schwarzen Frauen nehmen eine untergeordnete Stellung ein; das hindert sie jedoch nicht, mutwillig, eitel und heiter zu sein. Zu persönlicher Bedienung werden sie auch von Europäerinnen nicht verwendet, da man sie allgemein für zu unintelligent hält. Natürlich sind sie durchweg fleißiger und tüchtiger als die Männer und schwingen deshalb oft über letztere einen recht energischen Pantoffel.

In unserem Hotel verrichtete die Frau eines der „Baharia“ (Seelente, bezw. Bootleute) Küchenmagddienste. Sie bewohnte mit ihrem Manne eine dem Haupthaus gegenüber malerisch unter Palmen und baumhohen Bananen gelegene Hütte, und das gesamte Hausgetier war ihrer Sorge anvertraut. Wenn Suahibu mit der Futterkühn

no die. 9 plantation work

*

fünf hungrigen Madagaskar-Schweinchen, dann bot sie trotz ihrer dreißig Jahre (und das ist viel für eine Negerin) einen hübschen Anblick. Sie hatte die aufrechte Haltung, die davon kommt, daß die Frauen von Kind auf alles, was sie tragen, auf dem Kopf balancieren; ihre Bewegungen waren ruhig und sicher, ihr Gang, ja, ihr ganzes Auftreten drückte Selbstgefühl aus.

Wenn ihr Gatte sich leichtfertiger Weise mit anderen Weibern amüsierte und dann nach Hause kam, um sein Mittagessen einzunehmen, erklärte Suahibu bündig: „es giebt heute nichts.“ Der an der verwundbarsten Stelle angegriffene Eheherr lief dann weinend und klagend zum Chef des Hauses:

„Bana, meine Frau will mir kein Essen kochen!“

Die renitente Gattin wurde gerufen und zur Rede gestellt.

„Wenn er sich mit anderen Weibern abgiebt,“ erklärte sie sehr entschieden, „dann mag er auch andere Weiber für sich kochen lassen.“

Suahibu war Sklavin gewesen, und ihr Mann hatte sie freigekauft, wozu er die für ihn nicht unerhebliche Summe von seinem Herrn sich hatte vorstrecken lassen. Das Ehepaar mußte nun dieses Geld nach und nach ab dienen. Dem Mann wurde regelmäßig etwa die Hälfte des Monatslohns abgezogen. Trotz dieser Anjovferung seinerseits waren die beiden beständig entzweit, und immer zog der Mann den kürzeren.

Als einst der Hotelkoch, ein verbummeltes Genie von einem Dänen, mehrere Tage wegen schwerer Berauschtigkeit dienstunfähig war, übernahm ich (in meinem eigenen Interesse) das Kommando in der Küche und staunte über die Flinkheit, Ruhe und Aufmerksamkeit, mit der mir Suahibu an die Hand ging. Sie erriet oft meine Wünsche, ehe ich Zeit hatte, sie zu äußern. Dabei war sie still und von bescheidenster Zurückhaltung und erschien dadurch viel verständiger als die kindisch eifren, koketten und spielerigen männlichen Diener.

Ich hatte zeitweise außer meinem persönlichen Diener sechs und sechzig Schwarze in meinem Dienst. Dreißig arbeiteten auf der kaum eine Wegstunde von Tanga entfernten Palmensplantation unter einem arabischen Aufseher. Dreißig brachen auf meines Bruders Insel Jambe Kalk und brannten ihn. Sie hatten gleichfalls einen Aufseher. Mein Bruder hatte ein arabisches Segelboot besessen, in welchem er den Jambe-Kalk nach Tanga hinüberfahren ließ. Diese Dhau fand ich verfault im Sumpf am Strande liegen. Da ich eine größere Kalklieferung für die Eisenbahn übernommen hatte, mußte ich eine neue Dhau kaufen. Zur Bemannung brauchte ich einen Kapitän „Nahosa“ und drei Matrosen, „Baharia.“

Die Dhau-Kapitäne müssen eine arabische Seemannsschule durchmachen und ein Examen ablegen, worauf sie ihr Patent und damit die Erlaubnis, ein Segelfahrzeug zu führen, bekommen.

Da weder Dhau noch Kapitän noch Bootskleute in Tanga zu haben waren, mußte ich mir erstere aus Zanzibar, die anderen aus Bagamoyo und Pangani verschreiben. Das alles war ziemlich umständlich. Als endlich alles bei einander war, fuhren wir nach meiner Insel hinüber, ich im Ruderboot am Steuer sitzend, mit vier Baharia voran, die neue Dhau, die bei ungünstigem Wind kreuzen mußte, langsam nach.

Auf der Insel Jambe, deren noch zu Tage liegender Korallenboden außer einigen uralten, riesigen Affenbrotbäumen nur ziemlich öden Busch aufweist, herrschte ein Greis, Namens Schefatuma, als Patriarch unter seinen Sklaven, Weibern, Kindern und Kindeskindern. Schefatuma hatte einst seine Insel gegen Geschenke meinem Bruder überlassen und begrüßte mich, als ich ihm die Zutrittsvisite machte, als eine Art Lehnherrin. Man fährt von Tanga nach der Insel Jambe im Ruderboot zwei bis drei Stunden, und da eigentlich dort nichts zu holen oder zu sehen ist, so wird sie selten von Europäern besucht. Obwohl es auf der ganzen Insel kein Süßwasser giebt, so daß Schefatuma täglich in seinen Segelbooten Wasser von der Küste herüberholen lassen muß, besitzt er eine schöne Herde von Rindern, Schafen, Hühnern u. s. w. Damit dieses Vieh in der regenreichen Zeit keinen Durst stillt ist ein Kästel

Als ich die Insel betrat, ließ ich mich mit meinen Schwarzen unter einem Affenbrotbaum nieder. Schefatuma, dessen Dorf hinterm Busch etwa zehn Minuten vom Inselhafen entfernt lag, wurde benachrichtigt und erschien gleichfalls mit einigen seiner Sklaven unter dem Affenbrotbaum.

Die Schwarzen hockten und lagen im Kreis auf der Erde, ich saß auf einer mächtigen Baumwurzel; so hielten wir Schauri (d. i. Besprechung). Gewöhnlich ließ Schefatuma ein großes Thongefäß mit Milch hinter sich hertragen und setzte es mir vor. Die Milch, an deren unheimlichen Beigeschmack ich mich nicht gewöhnen konnte, wurde, nachdem ich den Höflichkeitsschluß hinuntergezwungen, meinen Bootslenten und dem Diener überlassen. Die stürzten in freudiger Eier darüber her und ließen nichts übrig. Der Inselgreis sah dem mit souveräner Nichtachtung zu. Ich lernte den alten Herrn bald als größten Spitzbuben und schmutzigsten Geizhals kennen, aber in Gewährung der Gastfreundschaft blieb er Gentleman. Bei meinem ersten Besuch schenkte er mir ein schönes, weißes Hammelchen und zwei Hühner. Vierzehn Tage ließ er Anstandsfrist verstreichen; dann reiste er nach Tanga hinüber, um sich gleichwertige Gegengeschenke zu holen.

Ich war bei solchen Yambe-Besuchen, die ziemlich einen ganzen Tag in Anspruch nahmen, ganz auf meine beschränkten Kenntnisse der Suahelisprache angewiesen, denn, von aller zivilisierten Welt abgeschnitten, konnte ich keine Seele erreichen, die das geringste von einer europäischen Sprache verstanden hätte.

Wie schon erwähnt, mußten dreißig Sklaven und Sklavinnen des Schefatuma täglich für mich Steine brechen, Mangrovenholz schneiden, Kalkhaufen bauen und brennen. Meine Dhau schaffte dafür alle zwei Tage Trinkwasser nach der Insel, und ich zahlte dem Schefatuma Tagelohn. Von diesem Lohn durfte der Alte, als Besitzer der Sklaven, die Hälfte für sich behalten, die andere Hälfte hatte er unter seine Leute auszuteilen. Der Zahlungstag war für mich stets eine schwere Geduldsprobe, denn Schefatuma, der seine Schätze in eigener Person abholte, war ebenso habgierig als unwissend und mißtrauisch. Natürlich konnte er weder lesen noch schreiben noch rechnen, also die schönsten schriftlichen Aufstellungen wären hier verlorene Liebesmüh gewesen. Von sich auf andere schließend, vielleicht auch auf Grund langjähriger Erfahrungen, glaubte er sich stets übervorteilt. Ich mußte ihm so oft das nämliche versichern und vorrechnen, bis ich ganz ermattet war und den alten Geizhals ans Ende der Welt wünschte.

Seinen Leuten gab er auch nicht das ihnen Zukommende, so daß einmal unter ihnen eine kleine Revolte ausbrach. Die verwilderten, vielfach einäugigen Insulaner belagerten mich einige Tage lang in Tanga, beschwerten sich über Schefatuma, der böse und hart sei und ihnen nichts zu essen gebe, und erklärten, daß sie lieber meine Sklaven sein wollten.

Wenn das angegangen wäre, hätte ich nichts dagegen gehabt.

(Schluß folgt.)



Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika.

Von

Frieda Frein von Bülow.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 90 und Schluß.)

Alles in allem machen sich die schwarzen Landsleute das Leben beneidenswert leicht. Unter Essen und Trinken (ihr Champagner ist, wie sie selbst sagen, der moussierende und stark berauschende Palmwein), unter Tanzen und Gesang werden ihnen besonders die Nächte zu Festen. Und man glaubt es gar nicht, mit wie wenig Arbeit diese Leutchen auskommen können! Auch die ernstesten Lebensfragen erledigen sie spielend. Meinen Dhau-Kapitän, den ich mir aus dem eine Tagereise entfernten Pangani verschrieben hatte, fand ich eines Abends bekümmert und zornig. Auf meine Fragen erzählte er mir, seine in Pangani lebende Frau habe ihm durch einen Schiffer sagen lassen: „Ich lebe in Pangani, also will ich auch einen Mann haben, der in Pangani lebt. Wenn du an einem anderen Orte bleibst, muß ich mich nach einem neuen Mann umsehen, der hier ist. Punktum.“

Ach, dachte ich erschrocken, sollte ich durch mein eigennütziges Eingreifen hier ein Familienglück zerstört haben? Das sei ferne! Und ich bot dem Seehelden an, seine Frau kommen zu lassen.

Allein dies fand keinen Anklang. „Wenn sie sich dort einen anderen Mann suchen will, gut,“ erklärte der Verlassene philosophisch.

„Du willst dir wohl auch hier eine neue Frau suchen?“

„Ja, Bibi.“

„Hast du schon eine gefunden?“

Er, mit strahlendem Gesicht: „Ja, Bibi.“

„Da soll ich dir wohl Vorschuß geben, damit du sie heiraten kannst?“

„Ja, Bibi.“

„Was verlangt sie?“

„Fünfundzwanzig Rupien.“

Der Wadere erhielt das Geld und die Frau. Auch hat er, beiläufig gesagt, das Entlehnte alles wieder abverdient. Seine Erkorene war billig. Hübsche Suahelifrauen kosten den Freiern 50, 75, ja, wenn sie aus guten Häusern sind, bis zu 200 und 300 Rupien.

„Ni dasturi,“ — es ist Sitte. Denke ich an die Heiratsgesuche in deutschen Zeitungen, so will es mir scheinen, als werde das Kaufen der Ehehälften in Europa fast so umstandslos betrieben, wie in Afrika. Nur daß in Europa die Frau der zahlende Teil zu sein pflegt, der Mann also das Kaufobjekt. Man muß nur das Kind beim rechten Namen nennen. —

Um endlich auch der Tierwelt zu gedenken, so sei gleich gesagt, daß Schlangen, Tiger und Löwen, so viel ihrer auch vorhanden sein mögen, dem Europäer in Ostafrika selten eine bange Stunde machen. Während ich in Tanga lebte, hauste ein Löwenpaar in der Umgegend, nichtsdestoweniger machte ich meinen täglichen Spaziergang zwischen vier Uhr nachmittags und Sonnenuntergang, meist nur von meinem schwarzen Diener begleitet, ohne irgend eine Waffe bei mir zu führen. Ich trug den Sonnenschirm, der Diener den Stock, das war alles. Einmal, als wir gegen Sonnenuntergang ein enges, wildes Sumpftal betraten, machte mein Schwarzer plötzlich Halt

und erklärte, hier könnten wir nicht weiter gehen, hier seien Löwen. Wäre ich allein gewesen, ich wäre wohl umgekehrt, aber die beiden Marineoffiziere, die mich an jenem Abend begleiteten, lachten nur, obwohl auch sie nichts als Spazierstöcke bei sich hatten, und wir gingen weiter: Hamis zitternd, ich etwas neugierig der Dinge wartend, die da kommen mochten, die Herren völlig unbekümmert, — kein Löwe ließ sich blicken.

Nachts hörte man sie zuweilen kurz aufbrüllen. Dem seltsamen Getöse folgt eine kurze, auffallende Stille, die bekannte Schreckenspause der gewarnten Tierwelt, dann bricht ein wahnsinniges Wut- und Angstgeheul seitens der halbwilden Hunde los.

Auf den provisorischen Hüttenlagern der Eisenbahnstrecke landeinwärts machten sich die Bestien unliebsam bemerkbar; man fand mehrmals des Morgens in der Frühe neben anderen Spuren Überbleibsel aufgefressener Schwarzer.

Sehr begreiflicher Weise ist die Angst der halb nackt und schlecht, oder gar nicht bewaffnet einhergehenden Schwarzen vor dem „simba“ (Löwen), dem „Töter der Menschen“ groß. Wenn ein Europäer zufällig einem Löwen begegnet, so versteckt er sich natürlich auch, statt anzugreifen; aber im allgemeinen überwiegt doch bei dem weißen Manne, der ja hundertmal besser, vor allem auch mit Waffen besser ausgerüstet ist, als der Schwarze, die Jagdpassion jedes andere Empfinden. Auch die deutschen Herren von Tanga braunten darauf, die beiden Löwen zu erlegen; diese aber waren schlau und ließen sich nicht beikommen.

Weit zahlreicher als die Löwen sind die Hyänen, die allmächtig in den Straßen der Küstenplätze und dicht unter den Fenstern der Europäer ihre Stimme ertönen lassen. Es ist ein unheimliches, eigentümliches Geheul, das man nie vergessen wird: mit einer tieferen gezogenen Note beginnend, überspringt es plötzlich drei Intervalle, um auf dem hohen Ton stakkato zu enden.

Der schlimmste Feind der Haustiere, vor dem man sich wenig schützen kann, da er mit unerhörter Keckheit vorgeht, ist der Panther. Fast jede Nacht hat er irgendwo ein Schaf, eine Ziege, ein paar Hühner fortgeholt, — zuweilen versucht er's auch bei hellem Tage vor den Augen des Europäers; ehe jener das Gewehr herbeigeht hat, ist der Räuber mit seiner Beute auf und davon.

Unser Bezirksamtmann, Herr von St. Paul, dessen Haus etwas abseits von der Stadt liegt, hatte zum Schutz gegen das vierbeinige Raubgesindel einen starken, großen Schäferhund, Fritz genannt. Nachts lag Fritz auf der die Wohnräume umgebenden Veranda. Eines Nachts hört die Haushälterin ein eigentümliches Geräusch auf der Veranda. Kurz entschlossen tritt sie heraus und sieht mit Entsetzen und Staunen gerade noch, wie der Panther mit Fritz über das Gitter setzt.

Das Raubtier war auf die ziemlich hohe Veranda geklettert, hatte den Hund im Schlaf angefallen und gewürgt, ehe das staltliche Tier nur einen Ton hatte von sich geben können.

Trotz seiner Keckheit greift aber doch der Panther Menschen nicht an.

Ein in großen Herden die Wälder bevölkernder Küstenbewohner ist der Hundsaaffe. Dieser ungeheuer häßliche, unendlich komische, flinke und starke Geselle wird so groß wie ein großer Hund. Das alte Männchen trägt eine helle Mähne und ist darum schon oft von weitem für einen Löwen gehalten worden. Sehr beruhigend ist es alsdann für den Schreckerstarrten, wenn der „Löwe“ plötzlich mit der bekannten Affengeschwindigkeit den nächsten hohen Baum erklettert.

Der Angriff eines Hundsaaffen soll nicht ungefährlich sein. Das glaube ich gern, denn gegen die Kraft und unheimliche Geschwindigkeit dieser Tiere ist ja gar kein Aufkommen. Freilich sind sie so scheu, daß sie gewöhnlich Hals über Kopf das Weite suchen, kaum daß man etwas von ihnen erblickt hat. So mag wohl der „Angriff“ der Hundsaaffen zu den afrikanischen Sagen gehören. Die Schwarzen fangen die jungen Tiere mittelst einer List und verkaufen sie dem Europäer. Dieser befestigt dem Tier einen Ledergurt um den Leib und legt es an die Kette, was durchaus erforderlich ist, da ein frei herumlaufender Affe in einer Stunde mehr Unfug und Schaden anrichtet, als zehn ungezogene Kinder in einem Jahr. Auch in unserem Hof hauste ein junger Hundsaaffe, Clara genannt, der ungemein heillos war und sehr freundlich

mit meinem kleinen Terrier-Hund August spielte, auf den er freilich herabsah, wie ein Weltweiser auf einen Gassenjungen. Ich hatte in der Vorhalle eine Kiste stehen, und zwar offen, in welcher sich etwa zwanzig Flaschen Raumannscher Extrakte befanden. Eines Tages macht sich Klara los, beschäftigt sich eine kleine Weile stillvergnügt im Vorraum und wird wieder eingefangen und angebunden. Kurz darauf sehe ich zufällig nach meiner Kiste, und was finde ich? Die sämtlichen gut verschlossenen Flaschen sind entsiegelt und entkorkt, — von den Korken keine Spur. Herr Klara (er war trotz des Namens ein Männchen) hatte seine kurze Freiheit sinnig benutzt, die sämtlichen Flaschen zu öffnen und die Korken verschwinden zu lassen! —

Dergleichen Geniestreiche wiederholten sich beständig, und es ließe sich seitenslang davon erzählen.

Was endlich die Schlangen betrifft, so habe ich während meiner beiden, je neun Monate umfassenden Aufenthalte in der Kolonie lebendig jedesmal nur eine einzige angetroffen, und das war beide Male ein kleines Tier, das eiligst die Flucht ergriff.

Bei einem Besuch, den ich von Tanga aus in Bagamoyo machte, begegnete ich im Hofe des von Gräfin Lilly Pücker geleiteten deutschen Hospitals unserem Forst-assessor; zwei Schwarze trugen einen großen Palmstrohmattenkorb hinter ihm her.

„Eine hübsche kleine Jagdbeute,“ sagte der Forstassessor, „wollen Sie mal sehen?“ Die Schwarzen legten den Mattenkorb nieder, und ich öffnete ihn arglos, fuhr aber doch gehörig zurück. Da lag vielfach zusammengerollt, baumstammdick eine wirkliche Riesenschlange!

Die Patres von der katholischen Mission in Bagamoyo hatten das liebe Tierchen in irgend einem vergessenen Zimmerwinkel beim Abrücken eines Möbels aufgeschübert, und Bruder Oskar, der lustige rheinländische Nimrod, hatte es totgeschlagen. —

Gefährlicher als die Tiere des festen Landes sind die des Wassers. Das Meer wimmelt von Haifischen, die sich mitunter bis in den Hafen verirren, und die in den Hafen von Tanga einmündenden Flüsse Sige und Mfulumui beherbergen zahlreiche Krokodile und Flußpferde.

Eine Bootfahrt den Sige hinauf gehört zu den wenigen Vergnügungen, die dem Tanga-Europäer erreichbar sind.

Einst holten mich Herr und Frau von St. Paul zu einer solchen Spazierfahrt ab. Wir verließen Tanga noch in der heißen, blendenden Sonne des Frühnachmittags, durchquerten den Hafen in etwa dreiviertel Stunden und suchten zwischen Sandbänken und Mangrove-Inselchen den Weg in die Flußmündung.

Der hier ziemlich breite Strom ist eingefaßt von ausgedehntem, sumpfigem, unzugänglichem Mangrovenwald.

Die Mangrove ist ein interessanter Baum von „vorsintflutlichem Charakter“ (wie der Forstassessor sagte), an dessen zahlreichen, vielverzweigten, ein nebartiges Gewirr bildenden Luftwurzeln Schlamm, Zweige, Pflanzenüberreste und was sonst die Strömung mit sich führt, hängen bleibt. Der Baum wächst im Wasser, und sein Holz ist hart wie Eisen, gleich widerstandsfähig gegen Wasser und Feuer. Es wird daher allgemein zum Bauen verwendet. Bei den Europäern steht die Mangrove in üblem Ruf, weil der Schlammsumpf, der sich um ihre Luftwurzeln bildet, Fieberdünste emporstößt. Allein für die Küstenentwicklung ist sie nichtsdestoweniger der eigentliche Pionier, indem sie das Wasser frei hält und zurückdämmt und so einer allgemeinen Versumpfung vorbeugt.

Die Flußlandschaft zwischen diesen einförmig grünen Mangrovesümpfen ist von einer großartigen Einsamkeit und Unerührtheit. Der Schrei eines Seeadlers, das Rascheln eines durch die Wipfel flüchtenden Affen, das taktmäßige Aufschlagen der Ruder, das ist alles, was die Scenerie belebt.

Nach etwa einer halben Stunde Bootfahrt stromaufwärts verschwindet die düstere Einförmigkeit der Mangrovenwildnis, und es zeigen sich an beiden Ufern die viel anmutigeren Formen der Mimosen. Rechts liegt ein Negerdörfchen, in dessen kleinem Flußhafen einige Kanoes (ausgehöhlte Stämme) schaukeln. Die Büsche am Wasser sind dicht besetzt mit den kugelförmigen Nestern der gelben Reizvögelchen; die reizenden

Zufassen hüpfen auf den Zweigen umher und schaukeln sich. Am Ufer stehen schnee-weiße Reiher; hier und da erscheint einmal ein schwarzer Storch. Aus den Wipfeln ertönt der melancholische Ruf der wilden Taube. Auch Papageien sieht man.

„Mamba!“ ruft einer unserer Baharia (Bootsleute) und weist mit ausgestrecktem Arm auf eine kleine Sandbank. Er hat ein sich sonnendes Krokodil erspäht.

Aber ehe der Bana im Boote die Flinte hat anlegen können, ist das Reptil schon niedergetaucht.

Einst fuhr ich hier im Boot mit einem italienischen Marine-Offizier, einem munteren, liebenswürdigen braunen Burschen, der mich nur dadurch ärgerte, daß er beständig auf die niedlichen kleinen Vögel schoß, bis ich ihn dringend bat, seiner Jagdlust Zügel anzulegen. Vier Wochen später hörte ich, daß der arme junge Mann von den Somali ermordet worden war. „C'est l'Afrique!“ jagen die Franzosen resigniert.

Der Fluß verengert sich; romantisch zerklüftete Kalkfelsen türmen sich an den Ufern auf, immer mit Wald besetzt. Majestätische Baumriesen mit leuchtend weißen, geraden, schlanken Stämmen, von den Wipfeln herniederhängende, schwebende Wände bildende Lianen, seltsame Blumen und Gräser!

Jetzt passieren wir den Marktort Amboni, ein unter Bananen, Ricinus und Zuckerrohr verstecktes größeres Negerdorf. Hier befindet sich eine Art Fähre.

Etwas oberhalb von Amboni entspringt aus dem Kalkgestein am Fluß eine starke Schwefelquelle, durch den an faule Eier erinnernden Geruch schon von weitem bemerkbar. Hier pflegen wir uns in Spekulationen über einen zukünftigen Kurort zu ergötzen.

Immer enger drängt sich nun der Fluß durch immer wilder übereinandergetürmte Felsmassen. Oft hängen die Felsen so stark über, daß wir uns im Boot bücken müssen.

Ungern entschließt man sich zur Umkehr, aber es ist die höchste Zeit, denn bei Ebbe ist es schwer, über die Sandbänke der Mündung fortzukommen. Also zurück!

Wir haben uns natürlich verspätet. Die Sonne steht tief, — es ist die schönste und angenehmste Stunde des kurzen Tropentages. Aber sie ist flüchtig! Schon bricht unaufhaltsam die Dunkelheit herein, und noch sind wir weit vom Meere.

Die Dämmerung ist sehr kurz am Äquator. Oh wir's gedacht, sind die Uferwäldungen zu einem massigen Schwarz herabgedunkelt. Und nun bliken Tausende und Tausende von Lichtfünfchen auf und tanzen und schweben. Es sind die Leuchtkäferchen. Fast geräuschlos gleitet unser Boot dahin, ringsum abendliches Schweigen.

Auf einmal ein Getöse wie fernes Wogenbrausen! — Sind wir dem Meer so nah? Und steht draußen eine solche Brandung?

Ich äußere es erstaunt; im selben Moment springt Herr von St. Paul, das Steuer loslassend, auf die Füße.

„Ein Kiboko!“ (Flußpferd.)

Das Rauschen und Tosen ist hinter uns und nähert sich schnell; jetzt hör' ichs genau: ein riesiges Etwas rast durch die Fluten hinter uns her. Schon ist es ganz nah. Wir halten den Atem an. Herr von St. Paul hat das Gewehr, das am Boden des Bootes gelegen, zu ergreifen, zu laden und zu richten. Versieht er sich, verlagert der Schuß? — wir denken es in der Spannung zum Glück nicht zu Ende.

Von Zielen kann natürlich in der Finsternis kaum die Rede sein, wenn man auch jetzt auf dem dunklen Strom den noch dunkleren Körper unterscheidet.

Der Schuß hallt durch die Nacht, ein Aufschlagen im Wasser, dann tiefe Stille, nichts mehr zu sehen.

Wir wissen nicht, ist das Ungetüm getroffen oder nicht? Taucht es im nächsten Moment vielleicht dicht neben uns auf, oder unter dem Boot?

„Rudert, was ihr könnt!“ ruft Herr von St. Paul den Bootsleuten zu. Er hat gut jagen! Während er das Steuer sich selbst überlassen mußte, sind wir in die Mangroven geraten, die uns mit ihren weitausgestreckten Greifästen festhalten. Es kostet große Mühe, loszukommen, und noch viel größere, die jetzt in den Mündungsarmen zu Tage liegenden Sandbänke zu umschiffen.

Aber das Flußpferd meldet sich nicht.

„Es ist gestorben,“ sagen die Baharia zufrieden.

„Was wäre denn nun geschehen, wenn es nicht gestorben wäre?“ fragen wir Damen.

„Dann hätte es uns gefressen,“ antworten gelassen die Schwarzen.

Nun frisst das Flusspferd zwar keine Menschen, greift sogar höchst selten zuerst an, wenn es aber gereizt worden ist, taucht es unter das Boot, wirft es um, oder zerbricht es und trampelt auf den Insassen herum. Den Rest besorgen dann die Krokodile.

Was unser Riboko heute so gegen unser friedliches Fahrzeug aufgebracht hatte, war schwer zu sagen. Vielleicht hatten wir es im Vorübergleiten unsanft aus dem Schlaf gestört.

Es ist dies fast das einzige Mal, daß ich mich in Ostafrika einer wirklichen Gefahr gegenüber gefühlt habe.

Aber es giebt ein wildes Tier, vor dem wir alle viel mehr auf der Flucht gewesen sind, als vor Nilpferden, Krokodilen, Löwen und Schlangen zusammen; das ist die Weißameise.

Dieses Ameisenvolk ist ein Nomadenvolk und unternimmt fortwährend Wanderzüge; dabei kreuzt es häufig die Wege der Menschen. Die Schwarzen, die von Kindheit an gewohnt sind, auf diese Peiniger aufzupassen, haben ein scharfes und wachsames Auge. Ich ließ meinen Diener stets ein paar Schritte vor mir hergehen. Erspähte er den verhängnisvollen schwarzen Streifen, so blieb er stehen und rief mir zu: „Angalia, Bibi! Siasu!“ d. h. „nimm dich in Acht, Herrin, Weißameisen!“

Zogen die Siasu in geschlossener Kolonne (die Arbeiter in der Mitte und zu beiden Seiten die mit Kneifzangen versehenen größeren Soldaten), so machte ich einen großen Schritt oder Sprung über sie hinweg, und mein Hund August, der den schwarzen Streifen gleichfalls kennen und fürchten gelernt hatte, ebenso. Hatten sie sich aber ausgebreitet, so machte ich einen weiten Umweg oder kehrte, wenn das nicht ging, auf dem Fleck um, sonst wäre kein Entrinnen gewesen. In der Dunkelheit ist es nicht gut möglich, den Siasu auszuweichen, weil man sie eben nicht sieht. Dann überfallen sie den Nichtsahnenden, dessen Fuß sie gestört, die „Soldaten“ beißen sich ganz fest mit ihren Zangen in die Haut ein, und die Nichtsoldaten stechen gleichfalls recht empfindlich. Das ist besonders peinlich, wenn man sich auf der Straße und in Gesellschaft befindet, die grimmigen Angreifer wüten lassen muß und äußerlich noch stoischen Gleichmut zur Schau zu fragen hat.

Zu den Haustieren Tanga (gehörten zu meiner Zeit) zwei indische Elefanten und drei Strauße. Die Elefanten, die man als Zugtiere bei den Eisenbahnbauten verwendete, wurden täglich nach dem kleinen Fluß Mkulumusi zur Schwemme geführt; Sonntags dienten sie den erholungsbedürftigen deutschen Kaufleuten als Reitpferde.

Die Strauße liefen umher wie Hühner. Sehr drollig war es anzusehen, wenn eins der zwerghaften Terrierhündchen mutwillig die Riesenvögel jagte. Ein schwacher Schlag des kolossalen Straußenfußes hätte das Hündchen zu Brei zermalmt, doch suchten die dummen, furchtsamen Vögel stets ihr Heil in der Flucht, und dadurch wurde das Hündchen immer dreister.

Wir waren in Tanga etwa fünfzig Deutsche, darunter sieben Frauen, aber obwohl das ungewohnte Klima und die anstrengenden Erdarbeiten häufig Fiebererkrankungen hervorriefen, besaß Tanga weder einen Arzt, noch ein Hospital, noch eine Krankenpflegerin. Die Behandlung des einfachen Malariafiebers kennt ja der „Afrikaner“ aus reichlicher Erfahrung; traten jedoch Komplikationen ein, so waren wir eben auch unserer Laienweisheit überlassen, wenn nicht zufällig eins der Kriegsschiffe vor Tanga lag und uns mit seinem Arzt aushalf. (Nur-erdings ist ein deutscher Arzt in Tanga stationiert worden.)

Da ich einige Erfahrung auf dem Gebiet der Krankenpflege besaß, nahm ich mich von vornherein der sich selbst überlassenen Kranken nach Kräften an, wobei mich einige männliche Hausgenossen (weibliche waren nicht vorhanden) sehr brav unterstützten. In mancher schweren Nachtwache standen wir einander bei oder lösten einander ab.

Ging es irgendwo schlecht, so wurde ich wohl mitten in der Nacht gerufen, denn ich hatte ja vielfach auch den Arzt zu vertreten. Das Vertrauen, das mir die Kranken durchweg erwiesen, war mir eine große Freude. Glücklicherweise ist, solange ich in Tanga war, kein Todesfall unter den Deutschen vorgekommen.

Recht fühlbar machte sich oft der Mangel einer Apotheke, sowie bei hitzigen Fiebern die Unmöglichkeit, Eis zu beschaffen; Umschläge oder Getränke ließen sich trotz aller Mühe nicht in dem erforderlichen Maße kühlen. Auch frische Milch, dies Lebenselixir der Malaria-Rekonvaleszenten, war meist weder für Geld noch für gute Worte zu erlangen.

Ich könnte in der Aufzählung des Nichtvorhandenen lange fortfahren, indessen will es mir scheinen, als ob gerade in diesem überall Unvollständigen, noch im Keime Stehenden, der geheimnisvolle Reiz des Lebens in einer jungen Kolonie liege. Es giebt ja für den Aktionsmenschen kein höheres Lebensgefühl, als das des Schaffens; kein höheres für den Beschaulichen als das des Wachsen- und Entstehensehens.



Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England.

Von

Helene Adelmann.

Vorsitzende des Vereins deutscher Lehrerinnen in England.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 24 und Schluß.)

III.

Viele Erzieherinnen wollen nicht ohne eine feste Stelle „in der Tasche“ nach England kommen. Wenn ihnen zuverlässige Freunde bei ihnen bekannten Familien eine solche besorgen können, so ist das ja sehr angenehm; in Bezug auf die Stellen, die durch Agenten nach Deutschland vermittelt oder in deutschen Zeitungen angezeigt werden, ist aber die äußerste Vorsicht anzuraten.

Es liegt ja auf der Hand, daß Schulen und Familien, die gute Stellen zu bieten haben, sich in England selbst versorgen können und nicht nötig haben, sich nach Deutschland zu wenden. Ueberdies engagiert kein gebildeter Engländer eine Erzieherin ohne sie zu sehen; darum ist unerläßliche Bedingung in unserem Verein: die Erzieherin, die eine Stelle haben will, muß drüben sein. Es giebt aber Stellen, die gekennzeichnet sind, und für die sich in England nicht leicht mehr Lehrkräfte finden. Sie bilden die fetteste Weide schlechter Agenten, weil sie alle Vierteljahre und noch öfter neu zu besetzen sind, wobei dann jedesmal 10 Prozent des Jahresgehalts bezahlt werden müssen, ehe die Stelle angetreten, ja oft, ehe die genaue Adresse der Familie gegeben wird. Der Agent bestellt die frisch aus Deutschland ankommende Erzieherin zunächst zu sich, und es ist schon vorgekommen, daß er ihr Gepäc zurückhielt, bis seine Forderungen befriedigt waren. An unseren Verein wenden sich derartige Familien und Winkelschulen nicht, weil sie wissen, daß sie von uns niemand bekommen, oder auch, weil es bekannt genug ist, daß wir unseren Mitgliedern Schutz verleihen. Aber der Verein hat schon häufig genug eingreifen müssen, um Lehrerinnen, die solche leichtsinnigen Engagements eingegangen waren, aus der übelsten Lage zu befreien. Es ist uns ein Institut in London bekannt, das oft in einem vielgelesenen deutschen Familienblatt anzeigt und alle drei Monate und noch öfter die unglückliche Erzieherin wechselt, weil sie unter aller Kritik genährt und stark überanstrengt wird. Das deutsche Konsulat mußte sich in einem Falle sogar ins Mittel legen. In einer